

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 8 (1922)
Heft: 25

Artikel: Unsere Schrift
Autor: Widmer, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-532330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere Schrift.

Von J. Widmer, Lehrer, Gommiswald.

Da heute die Frage, ob man deutsch, d. h. gotisch oder lateinisch schreiben soll, akut geworden zu sein scheint, ist es am Platze, dazu Stellung zu nehmen.

Was den Werdegang unserer gotischen Schrift, auch Bruchschrift genannt, anbetrifft, ist zu sagen, daß ihr Entstehen in die Zeit Karls des Großen zurückreicht. Die Handschriften des 9. Jahrhunderts zeigen bereits eckige Buchstabenformen, wie sie der Klein- oder Minuskelschrift der Römer eigen waren. Zehn Buchstaben dieser später in den Klöstern üblichen Minuskelschrift weisen deutlich auf unsere Bruchschrift hin. Nach dem Jahre 1100 waren die ehemals runden Formen völlig verschwunden. Diese Erscheinung hängt mit der Geschmacksrichtung aller germanischen Stämme zusammen. Das gesamte deutsche Schrifttum vom elften bis und mit dem fünfzehnten Jahrhundert ist uns im schönen Gewande der Bruchschrift überliefert worden. Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen Schriftform und Baustil des Mittelalters. Beide lassen echt germanischen, deutschen Geist erkennen. Goethe sagt dazu: „Die deutsche Schrift ist in ihrem Schmucke den gotischen Bauten vergleichbar, die den Blick zur Höhe ziehen und uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Der gotische Stil der Baukunst und die Gestalt unserer Buchstaben sind als gleiche Offenbarung deutschen Gemütes zu erachten.“ Die Höhe ihrer künstlerischen Entwicklung erreichte unsere mittelalterliche Schreibschrift in den Jahren 1250–1400. Von 1150–1470 war sie in ganz Westeuropa gebräuchlich. Die sog. Lauf- oder Kursivschrift, in der die Buchstaben verbunden sind, datiert seit ungefähr 1400. In dieser Kursivschrift ist jeder Buchstabe einzügig, also ohne Unterbrechung des Federzuges schreibbar. Die großen Buchstaben scheinen von den kleinen abgeleitet, sie sind verbindungsfähig nach rechts, nicht aber nach links. Die Ersetzung der Kielfeder durch die Stahlfeder verbesserte die Schrift wesentlich.

Zu Beginn der Buchdruckerkunst hatte die deutsche Druckschrift die gleichen Formen wie die Schreibschrift. Aber schon die ersten Buchdrucker Gutenberg und Peter Schöffer vereinfachten die einzelnen Buchstaben und es entstand die deutliche, ein-

fache, einheitliche und prächtige „Schwabacher-Schrift“. Im Jahre 1462 gab Schöffer in dieser Schrift eine Bibel heraus. Etwa 100 Jahre später wurde die Schwabacher-Schrift durch die ebenso vortreffliche Frakturschrift Albrecht Dürriers verdrängt. Sie ist eine Schrift, deren Großbuchstaben unter Anwendung des sog. Elefantenrüssels aus der Schwabacherform ins Barocke weiter gebildet, deren Kleinbuchstaben dagegen wesentlich zur gotischen Form zurückgekehrt sind. Seit dem Auftreten des Humanismus bis auf heute machte sich öfters das Bestreben geltend, die schöne deutsche Druckschrift durch die sog. Antiqua zu ersetzen.

Die Großbuchstaben unserer Schrift datieren seit der Erfindung der Buchdruckerkunst her und erhielten ihre künstlerische Vollendung in Dürriers Frakturschrift. Ihr Zweck ist, die gleichmäßige Reihe der Kleinbuchstaben zu unterbrechen, das schnellere Zusammenfassen beim Lesen herbeizuführen und dem Auge Ruhepunkte zu gewähren. In neuerer Zeit ist die Schriftfrage zur Kunstfrage geworden und Künstler wie Verlagsanstalten bemühen sich diesbezüglich, ihr Bestes zu bieten.

Bei der Frage: Deutsche Bruchschrift oder lateinische Antiqua? ist der Schriftstreit entstanden. Dr. Rhull-Rholwald führt in seiner Broschüre „Unsere Schrift“ als Hauptförderer der Antiqua an die Kopisten des Auslandes, Philologen, mißleitete Jugendbildner, Buchverleger, international gerichtete Händler, jüdische Zeitungen deutscher Großstädte. Für die Bruchschrift treten ein die Ärzte, Lehrervereinigungen und der Schriftbund 1300 deutscher Hochschullehrer, wovon letzterer als besondere Vorteile der Bruchschrift nennt 1. ihre Angemessenheit, 2. ihre Lesbarkeit, und 3. ihren Wert für das deutsche Volkstum in und außerhalb unseres Landes. Die Angemessenheit zeigt sich besonders bei den verschiedenen Formen für den S-Laut. Das Schluß-s und das scharfe ß fördern rasches Verstehen und Lesen (Haustier, Häuschen, Maße, Masse). Die Großbuchstaben übertreffen die lateinischen weit an Schönheit und Deutlichkeit. Für das Erlernen ist die gotische Kurrentschrift handgerechter, die einzelnen Buchstaben heben sich schärfer von einander ab und sie bildet ein Hindernis gegen Verlotterung der Hand.

schrift. Inbezug auf die Lesbarkeit bezeugen Physiologen und Augenärzte nebst andern die Tatsache, daß das Auge beim Lesen der Bruchschrift vier Worte erfährt, in der gleichen Zeit bei der Antiqua aber nur drei. Die Antiqua löst die Anlage zur Kurzsichtigkeit viel rascher aus als die Bruchschrift und ist darum für junge Augen besonders gefährlich. Professor Baumgartner betont, daß bei gleichem Grade von Flüchtigkeit die deutsche Schrift ungleich leichter zu lesen ist als die lateinische, weil Einfachheit und Leserlichkeit ganz verschiedene Begriffe sind. Mehrfache Leseversuche machte Seminaroberlehrer Lay mit Schülern aller Altersstufen. Sie fielen sämtlich zugunsten der gotischen Bruchschrift aus. Von einem jungen Manne wurden beispielsweise in einer Minute in Bruchschrift 492 Silben, in Antiqua nur 346 Silben gelesen. Die größere Lesbarkeit der Bruchschrift rührt namentlich von ihren vielen Buchstaben her, die in den Ober- und Unterraum der Zeile hineinragen. Lay urteilt also: Vom pädagogischen Standpunkte aus ist es zu verworfen, wenn man den ersten Leseunterricht in der lateinischen Druckschrift beginnt. Wir Schulmänner haben im Interesse des Unterrichtes darauf zu dringen, daß alle unsere Lehrbücher wieder in deutscher Schrift gedruckt werden.

Professor Schackwitz hat in seinem physiologischen Institut in Kiel festgestellt, daß für eine Buchzeile in deutscher Schrift 5, in lateinischer Schrift 7 Bewegungen des

Augapfels nötig seien und Prof. Lobstein behauptet, daß die Ermüdungswirkungen der Lateinschrift nach seinen Untersuchungen doppelt so groß seien als bei der Bruchschrift (was wir stark bezweifeln möchten. D. Sch.) Es ist ferner für das deutsche Volkstum, für deutsches Wesen, Sprache und Literatur angemessen und ehrenvoll, wenn es die Eigenart seiner Schriftzeichen wahr. Peter Hofegger schreibt: Die deutsche Schrift ist mir die sichtbare Form der deutschen Sprache, der deutschen Literatur, und ich wundere mich über jeden Deutschen, der gegen sie gleichgültig sein kann. Ähnlich urteilten und handelten Jahn, Rant, Klopstock und Lichtenberg. Im Interesse des Heimatschutzes, der Wahrung deutscher Eigenart, im Interesse der Gesundheit und des Unterrichtes wollen wir die gotische Kurrentschrift beibehalten und darauf dringen, daß in Druckereien und Schreibmaschinenfabriken die gotische Bruchschrift mehr und mehr zur Geltung komme.

(Hauptquelle: Dr. Knull-Kholwalb, Unsere Schrift.)

(Vielleicht wird ein anderer Leser der „Schw.-Sch.“ für die Antiqua eine Lanze brechen. Meine mehr als zwanzigjährige Beobachtung als Kalligraphielehrer an einer höhern Lehranstalt sagt mir, daß man es in der deutschen und lateinischen Kurrentschrift zu einer großen Fertigkeit und auch zu schönen Zügen bringen kann, wenn die nötigen Voraussetzungen vorhanden sind. Eines schickt sich nicht für alle — und: Jedem das Seine! S. I.)

Der Grüne Heinrich von Gottfried Keller, ein Erziehungsroman?

Man hat in den letzten Jahren dem großen Zürcher Dichter G. Keller manchen Kranz gewunden. Er wurde gefeiert nicht nur bei den Literaten, nein, auch in den Schulen und beim Volk. Und mit Recht! G. Keller ist einer unserer Größten, ein wahrer Künstler, ein Sohn der Muse, der Goethe des Schweizerlandes. So weit die deutsche Zunge klingt, wird sein Name stets genannt werden.

Die Begeisterung übertreibt aber gern. Und eine solche Uebertreibung ist es wohl auch, wenn man in den letzten Jahren dem Dichter auch den Kranz eines großen Pädagogen gewunden hat, indem man vor allem seinen „Grünen Heinrich“ als einen großartigen Erziehungsroman hingestellt hat.

Ein Erziehungsroman ist er freilich, aber nach der Pädagogik des Rationalistischen, freisinnigen Erziehungsideals aus der Schule Rousseaus; ein Erziehungsroman ist er freilich, wenn man unter Erziehung nichts anderes versteht als „die freie Entwicklung aller Regungen und Kräfte im Menschen“. Alle aber, die unter Erziehung etwas Höheres verstehen und dem Menschen und somit auch der Erziehung ein höheres Ziel setzen als Rousseau und Gesellschaft, müssen den „Grünen Heinrich“ als Muster eines Erziehungsromans entschieden ablehnen. Der Roman ist in seiner Art ein Parallelstück zu Rousseau's „Emile“, dem Katechismus freisinniger Pädagogik. — Das Lesen des Buches wird keine erzieherische Anregung